

Father Charles Convention: Reisebericht Uganda 4. Teil

Wechselbad der Gefühle



Unsere letzte Woche steht ganz im Zeichen unseres Projekts in Kasambya. Wir haben bereits in den letzten Tagen in vielen Gesprächen mit der Deutschen Botschaft, Rechtsanwälten, Architekten, Regierungs- und Medienvertreter unsere „Duftmarke“ hinterlassen. Jetzt sind wir ziemlich gespannt, was uns in Kasambya erwartet. Auch der Landrat des Distrikts hat sich in Kasambya angekündigt. Dann der große Tag. Antony fährt uns hin.

Unterwegs werden wir von einer der vielen Polizeikontrollen angehalten. Der Officer behauptet, wir wären zu schnell gefahren. Dazu muss man wissen, dass es an den Straßen keinerlei Hinweise auf Geschwindigkeitsbeschränkungen gibt. Die Polizisten haben auch keine Geräte, die die Geschwindigkeit zu messen. Die Beurteilung erfolgt „intuitiv“. Fahrer und Antony steigen aus und verhandeln. Leider versteht man nichts. Nach zehn Minuten können wir jedoch unbehelligt weiterfahren. Antony sagt, dass die Beamten wahrscheinlich Durst haben und dafür Geld brauchen. Weiter geht's über die holprige Landstrasse, die sie Highway nennen.

Plötzlich liegt vor uns ein lebloser Mensch quer mitten auf der Strasse. Ist er tot? Verletzt? Oder einfach nur volltrunken? Sieht tot aus, wir können es aber aus dem Auto nicht genau beurteilen. Fußgänger gehen vorbei, schauen und gehen weiter. Unser Fahrer schlängelt sich vorsichtig an dem leblosen Körper vorbei und fährt zügig weiter. Wir sind ziemlich geschockt und fragen, warum wir nicht anhalten und helfen. Die Antwort von Antony klingt ziemlich lapidar: „Wenn wir anhalten, würde man uns beschuldigen, ihn angefahren zu haben.“ Also hält keiner an. Alle fahren vorbei, so ist das hier. Daran müssen wir uns erstmal gewöhnen. Irgendwie gibt es hier nicht den geringsten Ansatz eines sozialen Netzes. Wenn es einem schlecht geht, hilft nur die eigene Familie. Wer keine Angehörigen oder Freunde hat, bleibt auf der Strecke. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Kasambya wird für uns zum Wechselbad der Gefühle. Wir werden überschwänglich von über hundert Bewohnern empfangen. Begrüßungsparty über sechs Stunden bis zur Dunkelheit mit vielen Ansprachen, Trommeln, Gesang, Tänzern, Essen und Geschenken. Auch der Landrat ist gekommen. Wir schließen Freundschaft. Als sichtbaren Beweis dafür schenkt er mir eine Platte Eier. An den nächsten Tagen fahren wir von Haus zu Haus durch Kasambya. Aber wir merken schnell, dass wir nicht vorankommen. Aus fast jedem Haus kommen die Bewohner, beschenken uns und bieten uns Essen und Trinken an. Unser Kofferraum füllt sich mit Bananenstauden, Zuckerrohr, Mangos, Papayas und anderem Grün. Zum Schluss bekomme ich noch ein lebendiges Huhn in die Hand gedrückt. Wir sind überwältigt. Große Geschenke trotz Armut und zeitweisen Hungers.

Wir besuchen eine alte Frau, die ihren 9-jährigen Enkel großzieht. Er hat Aids. Seine Eltern sind schon vor einigen Jahren an HIV gestorben. Seine Geschwister, die

außerhalb wohnen, verstehen ihre Großmutter nicht. Warum kümmert sie sich um den kleinen Jungen, fragen sie. Sie soll ihn doch lieber sich selbst überlassen. Eine andere Frau hat zehn Kinder. Von 1 bis 16 sind sie alt. Ihr Mann hat sie vor kurzem verlassen. Alle schlafen nachts in einer winzigen, stickigen Lehmhütte. Ich habe selten eine so starke und dabei fröhliche, engagierte Mutter erlebt, die mit ungeheurer Energie gemeinsam mit ihren Kindern das Leben zu meistern scheint. Wir haben ihre Kinder als Patenkinder in unser Projekt aufgenommen, die man in gewissem Rahmen direkt unterstützen kann.

Am nächsten Tag besichtigen wir ein Grundstück für die Schule und führen erste Verhandlungen. Anschließend besuchen wir einige Lehrer der derzeitigen provisorischen Schule „Good Hope“ und erzählen ihnen vom geplanten Schulneubau. Die sind gar nicht begeistert. Sie befürchten, dass sie arbeitslos werden. Wir schlagen ihnen vor, sie in die neue Schule zu integrieren. Als wir gehen, diskutieren sie untereinander weiter. Sie scheinen nicht überzeugt.

Am nächsten Morgen gehen wir zur Krankenstation und verteilen die ersten Moskitonetze. Die kleinen Räume mit Krankenbetten sind düster, schmutzig und heiß. In einem Bett liegt eine junge Mutter, die vor einer Stunde entbunden hat. Sie sieht glücklich aus. Ihr Baby liegt neben ihr und wimmert leise. Am gleichen Nachmittag erzählt uns die Krankenschwester, dass das Kind gestorben sei. Bei uns hätte es sehr wahrscheinlich überlebt.

Wie gesagt, es gibt hier kein soziales Netz. Wer sich nicht in die Gesellschaft integriert und niemanden hat, der auf einen aufpasst überlebt bei Gefahr nicht. Frei nach Darwin. So hart das klingt. Wir werden das Prinzip in unserem Projekt nicht durchbrechen. Niemand würde verstehen, wenn wir zum Beispiel soziale Randgruppen, wie die Alkoholiker des Dorfes plötzlich zur Entziehungskur schicken würden. Das heißt für uns, wir werden die Bewohner „mitnehmen“, die sich sozial integrieren und bereit sind, aktiv mitzumachen um ihren Lebensstandard zu verbessern. Wir verteilen keine Geschenke. Jeder muss mit dem, was er kann mitarbeiten und Gegenleistungen erbringen. Wir denken über eine eigene Währung nach. Die meisten können aus dem lehmigen Boden Mauersteine herstellen. Vielleicht werden die Steine die neue Währung, denn die brauchen wir in großen Mengen zum Neubau der Schule. Jeden Schritt werden wir mit den Bewohnern gemeinsam erarbeiten. Im Sinne des Projektnamens „Hand in Hand for a better life“. Und wer nicht Hand in Hand mitläuft, wird losgelassen.

Sie können dem Projekt mit der Übernahme einer Patenschaft helfen. Oder einfach nur einen Betrag auf das Konto 20004255 bei der Stadtparkasse Bad Honnef, BLZ 38051290 spenden. Wer mehr wissen will, findet alles unter www.fachco.de.

Epilog: Wieder zurück, fragen uns die meisten Freunde danach, wie unsere Kinder das Abenteuer erlebt haben. Zu Anfang war es wirklich gewöhnungsbedürftig für sie, aber nach einigen Tagen hatten sie sich akklimatisiert und mit den Kindern vor Ort gemeinsam gespielt und viel Spaß gehabt. Die letzten Tage haben wir uns alle nach der warmen Dusche und einem funktionierenden Lichtschalter gesehnt.

Ich war danach beim Arzt. Routineuntersuchung nach dem Abenteuer. Zu wenig Eisen im Blut. Kommt durch zu wenig Fleisch, sagt er.

Wir haben versucht, mit den Einheimischen zu leben. Ein tief beeindruckendes Erlebnis, von dem wir alle noch lange zehren werden. Aber auch schwieriger, als vorher gedacht. Große Armut, wenig Fleisch, fehlendes Sozialnetz, keine Uhren, kein Strom, kein warmes Wasser...kein kaltes Bier. Trotzdem sind die Menschen in Afrika viel besser drauf als wir.

Sind wir degeneriert? Ich lass das mal offen.

Gute Zeit.